

Unverkäufliche Leseprobe



Helmut Schmidt
Fritz Stern
*Unser
Jahrhundert*
Ein Gespräch

C.H.Beck

Helmut Schmidt/Fritz Stern
Unser Jahrhundert
Ein Gespräch

287 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-60132-3

Schmidt: Fangen Sie an, Fritz.

Stern: Helmut, in Ihrem Buch «Außer Dienst» haben Sie mehrmals erwähnt, wie wichtig Geschichtsbewusstsein für einen Politiker ist. Dass mir das besonders einleuchtet, können Sie sich vorstellen. Meine Frage lautet: Warum und in welchen Momenten ist Ihnen Geschichtsbewusstsein von Nutzen gewesen?

Schmidt: Ich muss vorwegschicken, dass ich schon als fünfzehn-, sechzehnjähriger Schüler selbständig, auf die naive Weise eines Schuljungen, sehr viel über Geschichte gelesen habe. Wir hatten einen Klassenlehrer – Hans Römer hieß er –, der war gleichzeitig Geschichtslehrer. Eigentlich sollte er sich um die Ottonen kümmern. Aber kaum war er in der Klasse, meldete ich mich – ich oder ein zweiter Schüler, der hieß Jürgen Remé – und fragte ihn etwas zur jüngsten Geschichte: Sagen Sie mal, wie war das eigentlich wirklich mit der Emser Depesche und mit Bismarck? Dann haben wir eine Stunde lang eifrig diskutiert, die ganze Klasse hörte zu, und wenn es klingelte, hieß es: Lest bis zum nächsten Mal im Geschichtsbuch weiter bis Seite sowieso. – Aber um auf Ihre Frage zu antworten, Fritz: Unter dem Aspekt der Nützlichkeit habe ich die Geschichte nie betrachtet. Immerhin habe ich als Schüler zum Beispiel das Schicksal des Napoleonischen Feldzugs gegen die Russen deutlich vor Augen gehabt. Und als Hitlers Krieg gegen Russland losging, war mir klar, dass Deutschland den Krieg verlieren musste. Es würde den Deutschen genauso ergehen wie den Franzosen: Anfangs-

erfolge, aber am Ende würden die Russen mit ihren Massen und dank ihres großen rückwärtigen Raums gewinnen. Mit dieser Vorstellung stand ich im Juni 1941 im Übrigen nicht allein, Loki hat das ähnlich gesehen. Aber ob dieses Wissen nützlich war, möchte ich bezweifeln.

Stern: Konnte man darüber mit anderen Wehrmachtsangehörigen sprechen, oder musste man diese Sicht der Dinge für sich behalten?

Schmidt: Sicherlich hat es in höheren Stäben und unter Generalstabsoffizieren Gespräche über den vermutlichen Ausgang des Krieges gegeben, aber zu diesen Kreisen hatte der Muschkote Schmidt keinen Zutritt. Ich erinnere mich, dass ich im Sommer 1941, als der Russlandfeldzug losging, einen Freund meines Vaters traf, der war eine Generation älter als ich, der hieß Onkel Hermann für mich. Onkel Hermann hatte die Uniform eines Hauptmanns der Luftwaffe an, und ich hatte die Uniform eines Leutnants der Luftwaffe an. Wir trafen uns im Hause der Witwe eines gemeinsamen Freundes von Onkel Hermann und meinem Vater in Bremen. Ich habe ihm gesagt: Das wird so enden wie der Feldzug Napoleons in Moskau. Geschlagen werden wir nach Hause gehen, und am Ende des Krieges werden wir alle in Erdlöchern hausen. Nur wenn wir Glück haben, werden wir in Baracken hausen, und der neue deutsche Baustil wird «Barack» heißen. Onkel Hermann war empört – er war, glaube ich, ein bisschen Nazi-angehaucht, das weiß ich aber nicht. Das Gespräch hat jedenfalls nicht zu einer Anzeige geführt. Ich vermute, dass es solche Gespräche in manchen Ecken gegeben hat.

Stern: Ich nehme an, dass das Gespräch nach dem Dezember 1941, nach dem Rückschlag vor Moskau –

Schmidt: Dieses Gespräch, das ich erinnere, war ganz eindeutig ein halbes Jahr früher.

Stern: Das ist ungewöhnlich. Wenn sich einfache Soldaten in der Wehrmacht Sorgen über den Ausgang des Krieges mach-

ten, dann, würde ich annehmen, erst mit dem Rückschlag vor Moskau.

Schmidt: Unter den Obergefreiten – wenn die unter sich waren – hat es sicher an tausend Stellen solche Gespräche gegeben.

Stern: Ich meine ja nur, dass der Vormarsch in den ersten Monaten so erstaunlich war, dass man vermuten könnte –

Schmidt: Ja, dieser erfolgreiche Vormarsch bis in den Dezember hinein hat sicherlich viele Kritiker zunächst mal gedämpft.

Stern: Am Anfang haben viele doch sicher geglaubt, nach all den Siegen, die die Wehrmacht schon erfochten hat, wird es auch dieses Mal gut gehen. Das bezeugen auch die Resultate der neueren Forschung.

Schmidt: Es gab keine Begeisterung – gab es nicht, definitiv nicht. – Wenn ich Sie fragen würde nach Ihren Eindrücken vom Kriegsjahr 1941, was Sie für ein Gefühl hatten, als der Russlandfeldzug anfang, was würden Sie antworten? Hatten Sie da schon das Gefühl, das geht schief? Wie alt waren Sie?

Stern: Ich war fünfzehn, und ich erinnere mich ganz genau, dass ich am 22. Juni 1941, als der Angriff auf die Sowjetunion losging, ein Gefühl der Erleichterung verspürte. Die Briten konnten es nicht alleine schaffen, das war klar; wir, die Amerikaner, waren noch nicht im Krieg. Allein die Tatsache, dass die Russen mit ihrem Millionenheer jetzt im Krieg mit den Nazis waren, würde den Deutschen zu schaffen machen. Und dann war man doch alarmiert, weil man sah, wie enorm schnell der Vormarsch ging und welche Verluste die Russen hatten. Ich erinnere mich sehr genau an den 6. Dezember. Da kam der erste Gegenangriff der Russen vor Moskau. Das war ein ungeheurer Rückschlag für die Wehrmacht. Die dann folgende Woche war eine weltgeschichtliche Woche: erst der japanische Angriff auf Pearl Harbor und dann, mehr oder weniger gleichzeitig, Hitlers Kriegserklärung an die Adresse der Vereinigten Staaten. Gleichzeitig begann die Radikalisierung der

Ausrottungspolitik gegenüber den Juden. Hitlers Kriegserklärung an die USA ist mir immer noch etwas unverständlich.

Schmidt: Völlig unverständlich!

Stern: Es hat jedenfalls Roosevelt die Sache ungeheuer erleichtert, denn wie er sein Land, das mehrheitlich gegen jede Einmischung war, jemals dazu gebracht hätte, in den Krieg einzutreten, weiß ich nicht. Hitler hat ihm mit der Kriegserklärung gewaltig geholfen. Und dann war es Roosevelts Entscheidung – und die seines wichtigsten militärischen Beraters George C. Marshall –, dass die westliche Front, also Hitler, der Hauptgegner, der erste Gegner war. Das war entscheidend und wäre ohne die Kriegserklärung Hitlers sehr viel schwieriger geworden.

Schmidt: Vermutlich hätte Pearl Harbor ausgereicht, um den Kriegseintritt auszulösen.

Stern: Den Kriegseintritt gegen Japan, ja, absolut. Aber Roosevelt war überzeugt, dass Hitler die größere Gefahr darstellt. Also den Einsatz zu erweitern und zu sagen, gleichzeitig führen wir mit den Engländern den Krieg gegen Deutschland, das wäre schwer gewesen. Das hat Hitler ihm erleichtert.

Schmidt: Ich wollte noch einmal zurückkommen auf Ihre Ausgangsfrage, ob es innerhalb der Wehrmacht, unter den Soldaten, solche Gespräche gegeben hat. Ich erinnere mich an ein zweites Beispiel, es stammt von Anfang 1945. Wir waren im Rückzug aus der Ardennenoffensive. Ich war mit meiner Batterie Teil eines Panzerkorps mit einer hohen lateinischen Nummer – die Nummer habe ich vergessen. Es war klar wie dicke Tinte, dass alles in einer Katastrophe enden würde. Und ich sagte zu meinem Kommandeur: «Das ist doch alles Unsinn, was wir hier machen. Hier werden immer noch viele Menschenleben geopfert, es wäre doch viel vernünftiger, die Amerikaner so weit nach Deutschland rein zu lassen, wie sie nur wollen, und dafür

im Osten zu halten, solange es geht.» Da sagte der Kommandeur: «Das will ich nicht gehört haben.» Das war alles.

Stern: Sehr anständig!

Schmidt: Ja.

Stern: Aber eben ganz kurz vor dem Ende.

Schmidt: Das muss gewesen sein in der zweiten Hälfte Januar 1945.

Stern: Ich sage es noch mal: Von außen gesehen, kann ich mir nicht vorstellen, dass ein gewöhnlicher Soldat bei dem schnellen Vormarsch zwischen 22. Juni und 6. Dezember nicht das Gefühl hatte, es ist zwar alles sehr blutig und die Kosten sind sehr hoch, aber wir werden schon gewinnen.

Schmidt: Also ich war bloß ein gewöhnlicher Soldat, ein kleiner Leutnant. Dieses Gefühl habe ich nicht gehabt.

Stern: Das ist wahrlich erstaunlich. Polen in fünf Wochen niedergeworfen, Frankreich in sechs Wochen niedergeworfen, und dann diese enormen Geländegewinne bis in den Spätherbst in Russland – da müssen viele Soldaten das Gefühl gehabt haben, es läuft doch ganz gut.

Schmidt: Normalerweise ist der einfache Soldat, der Gefreite oder der Obergefreite, nicht geneigt, sich über den Ausgang des Krieges Gedanken zu machen. Für ihn geht es darum, wann hat er den letzten Brief von seiner Frau oder seiner Freundin bekommen, kriege ich heute Abend was Ordentliches zu essen –

Stern: Überlebe ich –

Schmidt: Wie vermeide ich es, in russische Gefangenschaft zu kommen. Der einfache Soldat hatte Angst vor der russischen Gefangenschaft, er hatte Angst vor schwerer Verwundung. Das waren die seelischen Bedrängnisse, unter denen er litt, nicht die Frage, wie der Krieg ausgeht.

Stern: Aber es gab einen – wie soll ich sagen – qualitativen Unterschied zwischen dem Russlandfeldzug und den Feldzügen davor. Das wäre die Frage: Hat der einfache Soldat die Brutalität –

Schmidt: Das kann ich nicht beurteilen. Ich habe keinen der vorangegangenen Feldzüge mitgemacht. Wohl aber kann ich beurteilen den seit Generationen eingeübten Gehorsam der Deutschen. Die große Masse der Deutschen wusste: Wir haben den Ersten Weltkrieg verloren. Sie hatte Zweifel, wie dieser Zweite Weltkrieg ausgeht. Aber sie wusste: Mein Vater hat im Ersten Weltkrieg die Befehle befolgt, und ich muss das auch tun. Unabhängig davon, ob man einen Befehl vernünftig fand oder nicht: Dass er befolgt wurde, war selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich war aber auch, dass man, wenn es ging, versucht hat, Befehle zu umgehen.

Stern: So viele Deutsche waren es nicht, die zwischen 1918 und 1933 wirklich davon überzeugt gewesen waren, dass die Deutschen den Ersten Weltkrieg verloren hatten. Die meisten haben wirklich an den Dolchstoß geglaubt.

Schmidt: Das stimmt, aber während des Zweiten Weltkrieges haben diese Zweifel für uns junge Soldaten keine Rolle mehr gespielt.

Stern: Das heißt, um auf unser Thema zurückzukommen, man lernt aus der Geschichte?

Schmidt: Ich nehme an, Fritz, dass dies jetzt eine rhetorische Frage ist. Sie wollten wissen, ob ich Nutzen aus meinen Kenntnissen der Geschichte gezogen habe, und da habe ich auf das Beispiel Napoleon verwiesen, das mir 1941 zu einer realistischen Einsicht des Russlandfeldzugs verholfen hat. Ich hätte ebenso gut auf die fünfziger Jahre verweisen können – da war ich ein junger Abgeordneter –, als mir die Kenntnis, die sehr oberflächliche Kenntnis der polnischen Geschichte geholfen hat, die Pläne des damaligen polnischen Außenministers Adam Rapacki zu verstehen. Es gab zwei Rapacki-Pläne, einen ersten und eine etwas modifizierte zweite Auflage, die ich als junger Redner – ich war damals vielleicht vierzig Jahre alt – im Parlament behandelt und begrüßt habe. Ich habe eine Rede gehalten, die

darauf hinaus lief, der Westen solle die gedanklichen Ansätze von Herrn Rapacki aufnehmen und darüber in Verhandlungen eintreten, wohl wissend, dass der Westen das nicht tun würde. Es ging darum, in Mitteleuropa eine atomwaffenfreie Zone zu schaffen, und zu dieser Zone sollten gehören auf östlicher Seite Polen, dazu die DDR und später auch die Tschechoslowakei, und auf westlicher Seite die Bundesrepublik.

Stern: Polen ist ein gutes Beispiel. Wie wichtig die Kenntnis der historischen Tatsachen ist, kann man nirgendwo besser erkennen als am deutsch-polnischen Verhältnis. Würden Sie ähnlich wie Richard von Weizsäcker sagen, dass aus der historischen Verantwortung des Zweiten Weltkrieges heraus die Deutschen eine besondere Verantwortung gegenüber den Polen haben?

Schmidt: Eine sehr hohe Verantwortung gegenüber den Polen. Der Ausdruck «besondere Verantwortung» klingt so, als ob sie besonders sei im Verhältnis zu unserer Verantwortung gegenüber anderen Staaten und Regierungen.

Stern: Ich würde trotzdem von «besonderer Verantwortung» sprechen wollen. Die Verwüstung Polens – ich meine –

Schmidt: Für mich ist der polnische Nachbar unter dem Gesichtspunkt der deutschen Geschichte von ungeheurer Bedeutung. Nachrangig nur gegenüber der Bedeutung des französischen Nachbarn. Vorrangig gegenüber der Bedeutung des entfernten Nachbarn Russland oder des noch etwas entfernteren Nachbarn England.

Stern: Deutsche und Franzosen haben viele Kriege geführt, Franzosen haben im 17. Jahrhundert Teile von Deutschland verwüstet. Aber es kam nie zu einer so unmenschlichen Besatzung wie der deutschen Besatzung Polens, angefangen im September 1939. Nie und nirgends hat eine deutsche Armee so viele Gräueltaten geschehen lassen außer in Polen und dann später in Russland.

Schmidt: Ich stimme dem zu. Es ging aber voraus, am Ende des

18. Jahrhunderts, die dreimalige Aufteilung Polens unter das zaristische Russland, das Königreich Preußen und Österreich. Das ging voraus. Diese drei polnischen Teilungen habe ich in der Schule gelernt. Später wurde Polen noch zweimal geteilt, nämlich das vierte Mal zwischen Hitler und Stalin und das fünfte Mal unter dem Diktat Stalins. In Wirklichkeit sind es fünf polnische Teilungen.

Stern: Eigentlich hat Stalin Polen nicht geteilt, sondern die Grenzen verschoben. Wenn die Deutschen aufgrund dessen, was 1939 bis 1945 in Polen passiert ist, eine – vielleicht können wir uns auf dieses Wort verständigen – herausragende Verantwortung gegenüber den Polen haben, dann müsste das Gleiche eigentlich auch gegenüber den Russen gelten.

Schmidt: Das würde ich nicht unterschreiben wollen. Denn schließlich und endlich haben die Russen den Krieg gewonnen –

Stern: Und zweitens waren sie selber auch schuldig an schlimmen Ausschreitungen im Osten Europas, das heißt, eine besondere Verantwortung gibt es hier nicht.

Schmidt: So ist es.

Stern: Polen ist nun einmal eine schwächere Nation, die, wie Sie schon gesagt haben, immer wieder durch ihre Nachbarn verwundet wurde. Es liegt eingeklemmt zwischen zwei mächtigen Nachbarn im Westen und im Osten. Die Polen haben bitter unter diesen Nachbarn leiden müssen, vor allem als deren Herrscher Hitler und Stalin hießen. Aber vielleicht genügt es, wenn die Deutschen sich ihrer Verantwortung bewusst sind, und die Polen sollten sich à la longue nicht immer nur als Opfer fühlen. Die Polen sollten vielmehr sehen, dass viele Deutsche nicht nur das Gefühl der Verantwortung haben, sondern auch versuchen, es in die Praxis umzusetzen.

Schmidt: Das Verhältnis ist nach wie vor schwierig. Keiner würde behaupten wollen, dass eine Freundschaft besteht. Wenn man zuhört, wenn die Brüder Kaczynski reden, weiß man,

dass sie aus ihrem nationalen Geschichtsbewusstsein heraus reden. Man hat dafür Verständnis, aber es führt nicht zur Freundschaft.

Stern: Nein.

Schmidt: Das Verhältnis war bereits nach dem Ersten Weltkrieg vergiftet. Es gab zwar zwischen einigen Deutschen und einigen Franzosen – siehe Stresemann, Briand – den beiderseitigen Willen zur Verständigung. Aber diesen Willen hat es auf deutscher Seite gegenüber den Polen nicht gegeben.

Stern: Überhaupt nicht.

Schmidt: Gustav Stresemann wollte Teile der ehemaligen preußischen Provinzen zurück haben, er wollte Teile von Oberschlesien zurück haben, und er hat ein Ost-Locarno abgelehnt.

Stern: Absolut. Und leider haben die Franzosen und Engländer nicht auf einem Ost-Locarno bestanden. Gleichwohl muss man hinzufügen, dass Stresemann eine *friedliche* Revision der polnischen Grenzen wollte.

Schmidt: Er war kein Kriegstreiber, nein, das nicht. Er wollte eine Revision.

Stern: Ein Ost-Locarno wäre in Deutschland politisch sehr viel schwieriger durchzusetzen gewesen. Dafür gab es in Weimar bestimmt keine Mehrheit.

Schmidt: Die Deutschen waren auch nicht begeistert von dem West-Locarno!

Stern: Kann man wohl sagen. Aber für ein Ost-Locarno war nicht einmal ein politischer Wille da. Man sah das als nicht notwendig an, man wollte keine Normalisierung.

Schmidt: So ist es. – In diesem Zusammenhang, finde ich, sollte man erwähnen, dass die Polen immer sehr auf die Vereinigten Staaten von Amerika als den Hort der Freiheit geguckt haben.

Stern: Ja, vor allem auch nach dem Ersten Weltkrieg. Das hängt auch damit zusammen, dass Wilson in seinen Vierzehn

Punkten die Erneuerung eines polnischen unabhängigen Staates zur Bedingung eines Friedensschlusses in Europa erklärt hat.

Schmidt: Das hat dazu beigetragen, dass besonders viele Leute aus Polen nach Amerika gegangen sind.

Stern: Richtig. Chicago war mal die zweitgrößte polnische Stadt in der Welt.

Schmidt: Besonders viele polnische Einwanderer haben sich auch ein bisschen nördlich von Chicago, am Ufer des Michigansees, niedergelassen. Kommt nicht auch Brzezinski von dort?

Stern: Er ist, soviel ich weiß, in Warschau geboren; groß geworden ist er auf der andern Seite der Seen, in Montreal.

Schmidt: Ich kannte Brzezinski seit den fünfziger Jahren. Für mich war immer deutlich, dass er in extremer Weise die Russen hasste und in extremer Weise die Deutschen hasste. Ich habe ihm nie ein abgewogenes Wort zugetraut, muss ich bekennen. Wegen seiner totalen Ablehnung dieser beiden Nachbarvölker.

Stern: Da ich ihn wirklich gut kenne, kann ich Ihnen nur zu fünfzig Prozent Recht geben. Gegen die Russen hatte er dieses Gefühl, gar keine Frage. Gegen die Deutschen hat er sich, spätestens beim Eintritt der Bundesrepublik in die NATO, die amerikanische Einstellung zu eigen gemacht: «Wir brauchen die Deutschen». Liebe war das zwar nicht, aber jedenfalls eine andere Einstellung, als er sie gegenüber den Russen hatte.

Schmidt: Ich weiß nicht, ob ich das erzählen soll, aber ich hätte ihn beinahe mal rausgeschmissen aus meinem Büro. Er war damals Sicherheitsberater von Jimmy Carter, und in dieser Eigenschaft besuchte er den deutschen Bundeskanzler. Er redete in einer Weise mit mir, dass mir beinahe der Kragen geplatzt ist: arrogant, überheblich und aggressiv.

Stern: Haben Sie mal jemanden rausgeschmissen?

Schmidt: Einen Erzbischof, der im Auftrag des Vatikans einen Papstbesuch in Deutschland vorbereiten sollte, den hätte

ich beinah rausgeschmissen. Er hatte einen polnischen Namen, ich glaube aber, dass er Amerikaner war, denn nach meiner Erinnerung sprach er ein amerikanisches Englisch. Er ging davon aus, der Besuch des Papstes in Deutschland muss ein Riesenerfolg werden, und das kostet euch ungefähr 25 Millionen D-Mark. Werde ich nie vergessen! Der Bundespräsident hat ihn dann wohl tatsächlich hinauskomplimentiert.

Stern: Ich habe Brzezinski Ende der fünfziger Jahre kennen gelernt, da kam er zu uns nach Columbia, wir waren Kollegen, hatten einen gemeinsamen Freund und haben uns dann ebenfalls angefreundet. Nach meinem ersten längeren Gespräch mit ihm habe ich zu dem gemeinsamen Freund gesagt: «The most interesting unhistorical mind, I've ever met.» Ein hochinteressanter, aber theorielastiger Mensch. Von Geschichtsbewusstsein oder historischem Denken war er ziemlich frei, er hat alles von der Politikwissenschaft her gesehen. Wir sprachen – ich glaube, das war Anfang der sechziger Jahre – über Ungarn, wir hatten das Land gerade besucht, unabhängig voneinander, und ich erzählte ihm, wie mich im Oktober 1956 der sowjetische Einmarsch bewegt hat und die Unterdrückung, und dass ich geweint hätte. Da nahm er einen Stift, malte eine Karte aufs Papier und sagte: «Na ja, wenn man hier eine amerikanische Nuklearwaffe benutzt hätte und dort, wäre der Einmarsch unmöglich gewesen.» Ich war entsetzt.

Schmidt: Für mich ist und bleibt er ein polnischer Romantiker.

Stern: Also polnisch ganz bestimmt, aber über das Wort Romantiker würde ich mit Ihnen streiten, denn es gab etwas Realpolitisches bei ihm –

Schmidt: Romantischer Realpolitiker! – Wir müssen aufpassen, Fritz, dass wir uns nicht verlieren. Eigentlich sollte Zbigniew Brzezinski in unserem Buch keine allzu große Rolle spielen.

- Stern:** Richtig. Ich wollte nur noch kurz erzählen, dass ich Mitte der sechziger Jahre, als ich mich gegen den Vietnamkrieg engagierte, gern auch Zbig dabei haben wollte. Ich habe damals in Columbia eine Gruppe von Professoren organisiert, die sich mit der Frage befassen sollte, was können wir tun, um die amerikanische Vietnampolitik zu ändern. Beim Mittagessen in der Universität sagte ich Zbig ehrlicherweise, für mich ist der Krieg in Vietnam ein Verhängnis, denn er verstößt gegen unsere eigenen nationalen Interessen. Das konnte er nicht nachvollziehen. Da sagte ich zu ihm: «Ich muss Ihnen gestehen, ich habe einen Sohn, der ist siebzehn Jahre alt, und das spielt sicher eine Rolle in meinem Denken.» Die Antwort von Zbig werde ich nie vergessen: «Ich habe auch einen Sohn, der ist fünfzehn. Ich würde es vorziehen, wenn wir die Sache jetzt hinter uns bringen.» Und damit meinte er, wie ich glaube, nicht nur Vietnam. Wenn es zu einem Krieg mit China kommen sollte, dann lieber jetzt, wenn sein Sohn noch nicht dabei sein musste. Erschreckend! Verstehen Sie mich?
- Schmidt:** Sehr gut. Deshalb sollten wir ja auch das Thema wechseln. Auf die Gefahr hin, in die Überheblichkeit des alten Mannes zu geraten, der alle jüngeren Leute für weniger tüchtig hält als die eigene Generation –
- Stern:** Zu der ich immerhin auch gehöre –
- Schmidt:** Im Bewusstsein dieser Gefahr blicke ich ihr ins Auge und behaupte: Die heutige Generation der Politiker interessiert sich relativ wenig für Geschichte. Das gilt jedenfalls in meinem Land, in Deutschland. Meine Vermutung ist, dass es in Amerika nicht viel besser ist.
- Stern:** Da gebe ich Ihnen völlig recht. Ich glaube, dass das Ahistorische bei den Amerikanern auch aus ihrer Geschichte stammt. Von zwei großen Meeren geschützt, ergab es Sinn, Isolationist zu sein, und außerdem hatte man das wohlthuende Gefühl, wir sind ein ganz neues Experiment.